



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

rasend schnell; freilich haben sie ihre flinken, kleinen Gäule ganz anders in der Gewalt als ein Berliner Droschkenkutscher, und ihr Wagen ist klein und leicht.

Das Charakteristische des Petersburger und Moskauer Straßenbildes ist, daß weit mehr gefahren wird als in andern Städten Europas. Das erklärt sich erstens aus der weiten Anlage der Städte und ihren großen Entfernungen, dann aus der übeln Beschaffenheit des Pflasters, das ein längeres Gehen fast unmöglich macht. Moskau hatte bis vor einiger Zeit nicht einmal gangbares Trottoir, und zum Spaziergehen ladet auch das heutige noch nicht ein; ferner ist die Billigkeit der Pferde in Betracht zu ziehen. Fast jeder wohlhabende Mann hat eigne Wagen und Pferde. In Petersburg sieht man sehr viel „englisch“ angeschirrte Equipagen; in Moskau überwiegt die „russische“ Art. Das einspännige Pferd geht in der Gabel, zweispännig fahren nur „Karreten“ (Sandauer), die man selten sieht, für Fahrten über Land ist die „Troika“ beliebt, drei Pferde nebeneinander, das Mittelpferd in der Gabel. Während der Krönungszeit sah man äußerst elegante Troiken mit prachtvollen Pferden, so die des Warschauer Generalgouverneurs Schumalow. Überhaupt sieht man kaum anderswo so viele schöne Pferde; für vornehme Gespanne wählt man mit Vorliebe Hengste. In den Straßen mit großen Verkehr, auf dem Newskijprospekt in Petersburg, auf der Schmiedebrücke in Moskau sieht man wohl ebensoviel Wagen wie Fußgänger.

(Schluß folgt)



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Parteitage. Wenn eine Partei ihren jährlichen „Tag“ hinter verschlossenen Thüren abhält und die Teilnehmer zum Stillschweigen über gewisse Dinge verpflichtet, so begründet sie damit den Verdacht, daß sie ihre Schwäche oder ihre Uneinigkeit oder ihre Ratlosigkeit oder noch schlimmeres verbergen wolle. Gleich den Nationalliberalen haben auch die Vertreter der deutsch-sozialen Reformpartei im Dunkeln getagt, und die dürften allerdings noch mehr zu verbergen haben als jene. Von beiden hat die „Zeit,“ das neue Organ der Nationalsozialen, recht gute Charakteristiken gebracht. Wenn, wie aus dem Bericht der Zeit hervorzugehen scheint, die durch ihren Kampf gegen die Konsumvereine berühmten Sachsen in der Partei den Ton angeben, wenn auf diesem Parteitage jeder arbeiterfreundliche Vorschlag zurückgewiesen und u. a. die Bäckereiverordnung des Bundesrats gemißbilligt worden ist, wenn also die Partei das engherzigste Kleinbürgertum und sonst weiter nichts vertritt, dann wird sie schwerlich das deutsche Reich reformieren und ihren Namen wohl mit Unrecht tragen.

Parteien, die nichts wollen, als das Bestehende konservieren und womöglich vergangne, lebensunfähige Zustände wiederherstellen, solche Parteien haben natürlich keine Zukunft. Für Personen fängt es erst zehn Jahre vorm Tode an, als Lob zu gelten, daß sie sich gut konserviert haben. Nach vorwärts, nicht nach rückwärts schaut die deutsche Volkspartei, und die hat nun den Mut gefunden, in Ulm öffentlich zu tagen. Zahlreicher ist sie ja vielleicht auch nicht als die Antifemitenpartei, aber sie hegt wenigstens Zukunftsgedanken. Als zwei besonders wichtige Ergebnisse des Ulmer Parteitages hebt die Frankfurter Zeitung hervor, daß die Partei ihre frühern freundschaftlichen Beziehungen zu dem freiheitsfeindlich gewordenen Zentrum abgebrochen habe und dieses jetzt als Feind behandle, und daß aus Norddeutschland Freunde in größerer Zahl erschienen seien, sodaß die Partei aus einer süddeutschen eine deutsche geworden sei.

Den Sozialdemokraten muß man die unbeschränkte Öffentlichkeit, in der sie zu tagen pflegen, um so höher anrechnen, als es nicht eben Schmeicheleien sind, die sie einander zu sagen haben. Eben dieses frisch von der Leber weg reden scheint die Verhandlungen auch den erbittertsten Gegnern der Sozialdemokratie interessant zu machen, wenigstens bringen deren Organe ziemlich ausführliche Berichte. Das wäre ja nun schon ein Erfolg, der die „Genossen“ einigermaßen für den Londoner Mißerfolg entschädigt, denn daß sich der Sozialismus auf dem letzten internationalen Kongreß mit dem Gegenteil von Ruhm bedeckt hat, leugnen jetzt auch die Sozialdemokraten selbst nicht mehr. In der Neuen Zeit schreibt ein „Genosse,“ der Kongreß in seiner bisherigen Form habe sich überlebt; er müsse aufhören, eine bloße Demonstration zu sein, und zur Aktion übergehen. (Zu was für einer Aktion, wird vorläufig nicht verraten.) Das könne er aber nicht in der alten Form; die Zahl der zu beratenden Gegenstände müsse auf zwei oder drei, und auch die Zahl der Mitglieder müsse beschränkt werden. Das ist recht schlau eronnen, nur erinnert es einigermaßen an die Religionsgespräche des sechzehnten Jahrhunderts. Auch dort hoffte man leichter zum Ziele zu kommen, wenn man die Zahl der Fragen und die Zahl der Mitglieder beschränkte. Und in der That wurden die wenigen vernünftigen Vertreter der beiden Konfessionen, die zuletzt noch übrig blieben, gewöhnlich handelseins; nur mußten sie, wenn sie einander die Hände gedrückt hatten und sich dann umfahen, leider bemerken, daß niemand mehr hinter ihnen stand. So wird auch den „Genossen“ die bittere Erfahrung nicht erspart bleiben, daß das Sprüchlein von den Proletariern aller Länder eine Illusion gewesen ist. Mögen sich einzelne Führer verständigen, die Arbeitermassen der verschiedenen Länder sind nicht zusammenzubringen. Ihnen allen sitzt das Hemd näher als der Rock. Die englischen Arbeiter sind auf das made in Germany so wütend wie die Unternehmer und wünschen Einwanderungsverbote, die französischen, belgischen, schweizerischen und italienischen Arbeiter fahren bei Grenzüberschreitungen fort, einander zu „verhauen,“ und den deutschen Arbeitern wird zuletzt nichts übrig bleiben, als statt der versagenden ausländischen Hilfe Bundesgenossen im Vaterlande zu suchen. Wenn sie sich dieser Erkenntnis nicht mehr werden verschließen können, dann wird die Zeit der Raumann und Göhre gekommen sein.

Und diesen Nationalsozialen stehen unsre Sozialdemokraten überhaupt gar nicht mehr so fern. Der große Kladderadatsch, das revolutionäre Proletariat und die Bergesellschaftung aller Produktionsmittel sind bloß noch Ornamente, keine Gegenstände ernsthafter Diskussion mehr. Man richtet sich mit der verfligten bürgerlichen Gesellschaft ein, in der man nun einmal lebt, und wirft sich mit löblichem Eifer auf Arbeiterschutz und ähnliche nützliche Dinge, bei denen man nicht umhin kann

vielfach mit andern Parteien Hand in Hand zu gehen. Mit dem Fall des Sozialistengesetzes, so begann am 15. der Genosse Wurm seine Berichterstattung über die Arbeiterschutzesolutionen, „trat eine Wandlung in der Behandlung des Arbeiterschutzes ein. Während wir auf den Parteitagen 1890 und 1891 noch das minder große Vergnügen hatten, uns mit denen herumzustritten, die die Umbahnung von Reformen für einen Unsinn erklärten, ist dieser Standpunkt heute schon längst überwunden.“ Daß er die Sache im folgenden so darstellt, als würden Reformen nur als Mittel zur Verwirklichung des Endziels erstrebt, nicht als augenblickliche Wohlthat für die jetzt darnach verlangenden Arbeiter, das gehört zu den taktischen Kunststücken, deren nun einmal eine in der Umwandlung begriffene Partei nicht entbehren kann. Aber man sieht, daß es mit dieser Umwandlung der Revolutionäre in eine bürgerliche Partei der kleinen Leute bedeutend rascher geht als mit dem großen Kladderadatsch, der nach Marx und Engels schon vor fünfzig Jahren unmittelbar bevorstand. Recht bürgerlich muten auch die Preßzustände der Partei an. Wir erfahren zu unserm Vergnügen, daß es dem Vorwärts gerade so geht wie allen andern Zeitungen und Zeitschriften (mit Ausnahme solcher, die einen sehr dummen Leserkreis haben), d. h. daß alle seine Leser auf ihn schimpfen, und daß jeder etwas andres von ihm fordert, und vollends der Streit um die „Neue Welt“ brachte den Beweis, daß die sozialdemokratische Welt vorläufig noch ganz und gar die alte Welt ist. Die Reden Frohmes gegen die Eynisimen des sozialdemokratischen Unterhaltungsblattes hätte ein bairischer Pfarrer in der zweiten Kammer halten können, und die Rede Steigers für die „Moderne“ hätte im Berliner Tageblatt oder in der Vossischen oder in der Nationalzeitung stehen können. Ist man sich so darüber klar geworden, daß die Partei nicht auseinanderfällt, wenn sie den verschiedenen Geschmacksrichtungen und Moralgrundsätzen der bürgerlichen Welt freien Spielraum läßt, so wird sie sich mit der Zeit auch dazu bequemen, den Glauben an unsern Herrgott in ihrem Schoße zu dulden. In dieser Debatte hatte übrigens Liebknecht den wirklich guten Einfall, den Vater Homer den größten aller Realisten zu nennen und ihn unsern heutigen Realisten als Vorbild zu empfehlen. Dagegen befindet sich Veibel im Irrtum, wenn er meint, die „Bourgeoisöhne“ bekämen auf dem Gymnasium Aristophanes und Lucian zu lesen. Was aber den Ovid und Horaz betrifft, so ist deren Erotik deswegen ungefährlich, weil die Herren Lehrer dafür sorgen, daß die Schüler einen gründlichen Widerwillen gegen die alten Klassiker fassen und von dem anziehenden, was darin stecken mag, gar nichts gewahr werden. Wenigstens war das vor vierzig bis fünfzig Jahren so; heute mag's ja anders sein. So dürfen wir also wohl den „Genossen“ zurufen: viel Glück zur Rückfahrt aus der neuen Welt in die alte!

Ein modernes Sittenbild. Vor wenigen Wochen feierte das Theater des Westens in Berlin seine Auferstehung. Ein Prachtbau, wie man seinesgleichen in Deutschland auf dem Gebiete der Theaterarchitektur nicht findet, erhebt sich im vornehmsten Viertel Berlins vor unsern Augen, mit schweren Mühen und schier riesenhaften Kosten ist die Reichshauptstadt um einen großartigen und in seiner Art wenigstens äußerlich wahrhaften Tempel der Kunst bereichert worden. Wie aber dieser Bau geworden ist, von seinen Ursprüngen bis zu seiner heutigen Vollendung, das schildert uns der frühere Direktor und bekannte Leiter des verfrachten Theaters „Alt-Berlin“ Paul Blumenreich in einer unmittelbar vor Eröffnung des neuen Spielhauses erschienenen „Festschrift“, und er entrollt dabei ein Sittengemälde so krasser Natur, daß man sich schauernd an die Stirne greift und fragt: Wie ist das in einem

geordneten Rechtsstaate, in einer gesitteten und gebildeten Gesellschaft möglich, und — wo bleibt der Staatsanwalt? Weder der Baumeister Sehring, der übrigens durch den Bau seine unstreitig außergewöhnliche Begabung bewiesen hat, noch der zunächst Beauftragte und zum künftigen Direktor ausersehene Herr Paul Blumenreich hatte das, was nach Montecuculi auch zum Kriegsführen am notwendigsten ist: Geld. Nicht nur das, auch alle Möglichkeiten, das Theaterunternehmen materiell zu fundieren, waren, wie Blumenreich offen erklärt, erschöpft — alle Bankdirektoren Deutschlands — auch die dümmsten! — waren vergeblich angegangen, und alle „Ziergartenproben,“ bei denen Sehring verkehrte, hatten dankend abgelehnt. Aber der Bau war eine zwingende Notwendigkeit für Sehring; er hatte, sagt Blumenreich, nicht nur keinerlei Vermögen, sondern Schulden, „seine“ Häuser waren unvernünftig mit Hypotheken belastet, seine Mieter zum Teil nur „Attrappen“; sie bezahlten entweder sehr geringe, die Zinsen nicht annähernd deckende, oder — noch kürzer — gar keine Mieten. Aufträge hatte der vielgenannte und vielgerühmte Meister auch nicht, wenigstens keinen, der der Rede wert war. „Und doch wurde ein gasliches Haus geführt und ein Leben, daß der sozialen Stufe entsprach, auf der er stand. Noch vor kurzem hatte in seinem entzückend schönen Heim ein Souper mit Ball stattgefunden, das mehr als tausend Mark gekostet hatte. Aber das war nur geschehen, um einen der Gäste, einen Generalkonsul und Direktor einer großen Bank, für das Theater »heranzukriegen« — vergeblich, wie Sehring später wütend erzählte.“ Das Theater „mußte“ aber, um des ruhmdürstigen und auftragsbedürftigen Sehring, um des ehrgeizigen, sich schon längst nach einem Direktionsposten sehnenenden Blumenreich willen gebaut werden; Geld war keins da, aber was schadet? Eine ganze Anzahl von Bauunternehmern hat, wie die Praxis zeigt, kein Geld; „wenn aus dem zu schaffenden Unternehmen eine anständige »Rentabilität« zu erhoffen ist, dann ist auch Geld zu haben.“ Diese Erfahrung machten, obgleich auf großen Umwegen, auch Sehring und Blumenreich. Zunächst gelang es dem vermögenslosen Baumeister, das Grundstück im Werte von 800 000 Mark ohne Anzahlung zu kaufen; es kostete ihn viel Mühe, die fünftausend Mark aufzubringen, die für Stempel und Kosten bar zu bezahlen waren. „Es ist ja wahr, schreibt Blumenreich in seiner Schrift, es war ein Kunststück, was bereits geleistet worden; zuvörderst hatte ich etwas Geld angeschafft, damit die Ausschachtungsarbeiten beginnen konnten. Komisch genug machte sich ja, auf dem Riesenterrain ganze sieben oder acht Mann »buddeln« zu sehen; aber diese sieben oder acht Mann wollten doch am Sonnabend ihre nahezu — zweihundert Mark haben, und für mehr hätte es nicht gereicht!“ Sehr drollig ging auch der Kauf der ersten Steine vor sich. Steine sind nämlich ein sogenannter Kassaartikel — man giebt sie im allgemeinen nur gegen Barzahlung ab. Und es mußte doch endlich mit der Fundamentierung begonnen werden. Da zogen sie denn beide hinaus nach dem Salzuser, wo gerade einige Kahnladungen Steine lagen. Es verstand zwar keiner etwas davon, aber sie thaten sehr wichtig, fanden den „Brand“ des Steines leidlich, stellten auch die Größe genau fest und kauften noch an demselben Abend die Steine, die sie dank der Blumenreichschen Überredungskunst mit einem von ihm acceptirten Wechsel bezahlten.

Von dem litterarischen Aufsichtsrat, den der findige Direktor lediglich zu höhern Reklamezwecken angeblich einsetzen wollte, und dem sehr bedeutende Namen der heutigen Litteraturwelt angehören, wollen wir um der nicht sehr glänzenden Rolle willen, die diese Herren dabei spielen, an dieser Stelle schweigen. Den Betroffenen wird das Bewußtsein, auf den dicken Leim des Herrn Blumenreich gegangen zu sein, Strafe genug bilden. Als Kuriosum erwähnen wir nur, daß Gerhard

Hauptmann durch einen journalistischen Unterhändler längere Zeit mit Sehring wegen der Pachtung des Theaters auf fünf Jahre verhandelte. Hauptmann hatte die wichtigste Frage, die Repertoirefrage, bereits gelöst, denn er hätte zwei Jahre hindurch nichts andres zu geben brauchen, als — Florian Geyer, den Rest der Vertragszeit sollten andre Werke Hauptmanns ausfüllen!

So geschah dann schlecht und recht der Bau bis zum ersten Stockwerk, dann war es wieder Matthäi am Letzten. Es mußte schleunigst eine „Gesellschaft“ begründet werden, und da keine 500 000 Mark aufzutreiben waren, wurde zunächst das „Gesellschaftskapital“ auf 400 000 Mark herabgesetzt. Aber auch davon war mit Sicherheit nur auf knapp 200 000 Mark zu rechnen, das übrige schwebte in der Luft. Man half sich aber aus dem Dilemma: Sehring, der vermögenslose Baumeister, zeichnete einfach 180 000 Mark, Blumenreich 20 000, und die übrigen noch fehlenden 30 000 Mark wurden von guten Freunden, natürlich nur gegen gute Worte und ohne die mindeste Verpflichtung, wirklich einzuzahlen, gezeichnet. Mittels einer geschickten Operation wurden dann die wirklich zahlenden Gesellschaftler veranlaßt, die nach dem Gesetz erforderliche bare Einzahlung eines Viertels des Gesellschaftskapitals derart zu leisten, daß für Sehring einbarer Überschuß von 30 000 Mark verblieb, mit dem er wieder eine Weile weiterbauen konnte. Die Machenschaften des Bankagenten Rosenthal, der dabei eine bedeutende Rolle spielt, können wir an dieser Stelle übergehen, da sie vermutlich noch Gegenstand einer Erörterung an andern Orte bilden werden. Wir erwähnen nur noch die interessante Charakteristik der Mitglieder des Aufsichtsrates des neugegründeten Theaters, die in ihrer Art ein Unikum bildet.

Da ist vor allem Herr Julius Kaufmann, der Geschäftsführer von „Alt-Berlin“, Handelsrichter und Fabrikbesitzer, der Typus eines „aalglaten Glücksjägers“, wie ihn Blumenreich nennt. Er ist außerdem Mitglied des Aufsichtsrats der Nationalzeitung, des Schillertheaters, Direktor der Stralauer Flaschenfabrik und — ein ansgezeichneter Kartenkünstler. „Mit dem bescheidenen Erlös seines Anteils an einer Kottbusser Tuchfabrik kam der Mann vor wenig Jahren nach Berlin. Heute ist er Besitzer einer fürstlich eingerichteten Tiergartenvilla, hält selbstverständlich Equipage und gilt für einen reichen Mann. Er hat eigentlich kein Geschäft, wohl aber sehr viele Geschäfte. An zahllosen Unternehmungen ist er beteiligt, und — nirgends ist er im Risiko. Diesen scheinbaren Widerspruch gelöst zu haben, scheint das Geheimnis seiner materiellen Erfolge zu sein. Ihm ist es nie darum zu thun, den auf seinen, stets recht bescheidenen Anteil fallenden Gewinn einzuheimsen, das würde der Mühe nicht lohnen. Vielmehr ist es das erste, was er nach Erwerb eines Anteils an irgend einem neuen Unternehmen thut, es bis auf ein Minimum an Unterteilhaber weiter zu verkaufen. Das geschieht möglichst im stillen — an Leute, die bei dem neuen Geschäft auf eine Lieferung oder Anstellung oder ähnliches hoffen. Auch wer mit ihm in Verrechnung steht, muß wohl oder übel solch ein Partikel des Kaufmannschen Anteils in Zahlung nehmen. Während nun der Herr Handelsrichter den wesentlichsten Teil seiner Kapitalanlage hereinholt, hat er sich auch schon in die Verwaltung des Unternehmens hineingequetscht, und dann ist sein Hauptzweck erreicht. So hat er z. B. beim Unternehmen „Alt-Berlin“ etwa 35 000 Mark gezeichnet, seine Anteile bis auf etwa 3000 Mark losgeschlagen, ist aber auch alleiniger Geschäftsführer des Unternehmens geworden mit einem sichern Einkommen von eintausend Mark pro Monat, neben einer ansehnlichen Gewinnantieme. Ebenso verhält sich mit seiner Stellung beim Theater des Westens; ursprünglich mit 10 000 Mark beteiligt, gab er sofort seinen

Anteil bis auf 1250 Mark weiter, wurde aber schleunigst Vorsitzender des Aufsichtsrats, bezieht als solcher einen namhaften Gewinnanteil, verfügt täglich über zwei Logenplätze — beherrscht eine ganze Welt von Interessen.

Auch den jetzigen Direktor Witte-Wild zieht Blumenreich in den Bereich seiner Betrachtungen. Er erklärt ihn für einen guten Regisseur, aber schlechten Geschäftsmann — die Zukunft wird lehren, ob er Recht hat. Alles in allem genommen, entrollt die Schrift ein zweifellos höchst interessantes, aber auch schreckenerregendes Sittengemälde unsrer Zeit. Sie ist, wie man leicht zu erkennen vermag, mit dem Herzblute eines in seinen kühnsten Hoffnungen getäuschten Mannes geschrieben, der, unmittelbar vor dem Ziele seiner sehnsuchtsvollen, jahrelangen Träume und Wünsche stehend, herabgerissen wurde in das wesenlose Nichts. Sie macht darum auch den Eindruck der Glaubwürdigkeit, und gerade dieser Umstand läßt die Schilderungen und Charakterstizzen um so schärfer, abschreckender hervortreten. Da Herr Blumenreich erklärt, seine Ansprüche auf dem Rechtswege zu verfolgen, und die angegriffnen Mitglieder des Aufsichtsrats die Beleidigungsklage erhoben haben, so wird wohl die Schrift und die Gründung des Theaters des Westens noch Gegenstand weiterer Erörterungen bilden.

H. Hf.

Kurze Antwort auf eine lange Quassellei. Wie ich aus der mir zugeschickten Nr. 237 der Leipziger Volkszeitung ersehe, nimmt mirs Herr Franz Mehring übel, daß ich seine Kritik meiner Volkswirtschaftslehre nicht mit einer Antikritik beantwortet habe. Da überschätzt er denn doch meine Gutmütigkeit ganz bedeutend; es fällt mir nicht ein, mich mit einem Manne in eine wissenschaftliche Diskussion einzulassen, der seinen Lesern unter anderm vorredet, daß ich weder Marx noch Rodbertus kenne. Übrigens sind die Grenzboten nicht der Ort für die Spitzfindigkeiten der marxistischen Scholastik. Wie weit meiner Ansicht nach die marxische Wertlehre, die ich nach Mehring nicht verstehe, Geltung beanspruchen darf, habe ich in der vorjährigen Nr. 27 S. 24 ff. darzustellen versucht, und da wir das Ende des Streits um den Wert wohl nicht erleben werden, so wird sich ja auch in Zukunft noch mancher Anlaß darbieten, auf den Gegenstand zurückzukommen, aber Mehringsche Ungezogenheiten sind kein Anlaß. Karl Jentsch

